

## Der Erfolg der kirchlichen Arbeit für die Frömmigkeit des Volkes.

Die Christianisierung unseres Volkes ging nicht so schnell vor sich, wie es etwa nach Einhard (*Vita Caroli Seite 32; abjecto daemonum cultu et relictis patriis ceremoniis*) scheinen könnte. Es war vielmehr ein Jahrhunderte währender und noch heute nicht zu Ende gekommener Gärungsprozess, den Karls des Grossen Schwertmission einleitete. Aus dem öffentlichen Leben konnte man das Heidentum bald verbannen. Aber es hatte noch lange Stätten, wo es dauern konnte, wie schon der Name Heidentum beweist. Es gab auch in unserem Lande ausserhalb der menschlichen Ansiedlungen grosse wüst liegende Heiden, wilde Wälder. Hier spukten, wie man dachte, die zu bösen Geistern gewordenen Götter. Hierhin zogen sich aber auch die zurück, die die scharfen Edikte gegen den Götzendienst scheuten, soweit sie nicht die Heimat völlig geräumt hatten, um bei den nordischen Germanen ihres Glaubens leben zu können und mit ihnen in den Normannenzügen ihre Rache zu suchen. Daher galten die Heidebewohner als Anhänger des alten Glaubens, als «Heidenen» (*Althochdeutsch: der Heidan; mittelhochdeutsch: der Heiden; Mehrzahl: die Heidenen*).

Zeugen dieser langsamen Christianisierung sind ein Verzeichnis abergläubischer Handlungen und erhaltene Reste von Predigten (*Hauck, Kirchengeschichte II, Seite 393: Indiculus superstitionum et paganiarum und die Homilia de praestigiis*). Der äusserliche Gehorsam liess sich erzwingen, doch unausrottbar blieb im Herzen die alte Scheu (*Heinrich von Herford, Chronik Seite 59: pristina Saxonum superstitio*). Und liess Karl die alten heiligen Haine niederhauen, so haftet an deren Stätte wohl noch heute der Name des heiligen Waldes (Hilligenlo), oder die Stätte wurde Tummelplatz böser Geister (Externsteine).

So kam es, dass das Heidentum die Trümmer seiner zerfallenen Tempel auf christlichem Boden reichlich zurückliess. Es starb nicht mit einem Schlage ab, sondern ein wenig umgeformt, aber auch wieder umformend, erhielt es sich als irgendwie religiöser Einschlag, vor allem als Aberglaube. Man hat sogar behauptet, es sei durch die Einführung des Christentums im religiösen Empfinden gar kein «Bruch» eingetreten, es habe sich vielmehr alsbald eine Art von Ausgleich zwischen Christentum und Heidentum vollzogen.

Es kann hier nicht auf die vielfachen Nachklänge eingegangen werden, in denen noch heute die alten Götter fortleben. Es sei nur auf die Namen unserer Wochentage hingewiesen. Aber der tiefste Kern alsächsischer religiöser Vorstellungen ist die ehrfürchtige Scheu, mit der man zu den Furchtbaren aufschaute, die die Lose warfen über der Menschen Geschick. Darum entsprach es nicht der sächsischen Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie in Mauern einzuschliessen oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Sie waren den Sachsen jenes unergründliche Geheimnis, das allein ehrfurchtsvoller Anbetung sich kundtut (*Tacitus, Germania Kapitel 9*). Und doch waren diese Götter, die im Sturm des Wetters, im Rollen des Donners erschreckend und vernichtend dahinfuhren, noch nicht die letzten Schicksalsmächte. Sie waren nur Ausführer eines noch höheren Willens, dem auch sie unterworfen waren, des Willens der «Wurt». Die Ahnung einer höheren Einheit zieht sich durch alle polytheistischen Religionen.

Die Wurt ist in der nordischen Mythologie die erste der drei Nornen oder Schicksalsfrauen: Wurt (= ward) ist die Vergangenheit, Werdandi (= werdend) die Gegenwart, Skuld (= soll) die Zukunft. Es ist also die Zeit, der alles untertan ist, oder die Macht, die in der Zeit sich auswirkt. In der deutschen Mythologie wissen wir nur von der Wurt. Sie wird im Heliand oft genannt. Sie war die letzte und höchste Instanz, eine fast persönliche Macht. Die christlichen Glaubensboten glaubten richtig zu handeln, wenn sie gegen den Glauben an die Wurt besonders stark auftraten. Daher verscholl dieser Name völlig, und an seine Stelle trat das Neutrum «Schicksal». Die lateinische Uebersetzung fatum wurde in der romanischen Volkssprache zur fata, aus der dann wieder die ins Deutsche übernommene «Fee» hervorging, die eine Schicksalsfrau, wenn auch zumeist eine freundlich gesinnte, bedeutet.

In der Hand der Wurt liegt also Leben und Glück der Menschen. Im Glauben an sie wurzelt der Fatalismus, der ehemals alles beherrschte und noch heute recht eigentlich Volksglaube ist: **«Was kommen soll, kommt doch».**

Übrigens haben wir einen Überrest dieser ehrfurchtsvollen Scheu vor der Übermacht der Götter bis heute bewahrt, den wir nicht entbehren möchten. **Tacitus berichtet in der Germania, der ältesten Adelsurkunde unseres Volkes: Die Germanen banden, um zu beten, die Hände mit Seilen zusammen, damit ihre willenlose Ergebung in den Willen der Götter zu bezeugen. Denn ein Gebundener ist willenlos und dem Gutdünken des ihn Bindenden überlassen. Jenes Binden**

vollziehen wir noch heute, freilich nicht mit Seilen, aber wir binden die eine Hand durch die andere, indem wir sie falten. Jüdischer und christlicher Brauch der ersten Jahrhunderte war, die Hände zum Himmel zu erheben. **Das Hände falten wurde von den Germanen her christlicher Brauch.**

Zu diesem Schicksalsglauben trat das kirchliche Christentum in bewussten Gegensatz. Es näherte sich einerseits dem Pelagianismus, der jeden zu seines Glücks oder auch Unglücks Schmied machte und ihn seine Schuld tragen liess. Andererseits bildete sich jene neue Mythologie aus, in der die Heiligen, zumal «die Mutter Gottes», eine Vermittlung zwischen der unerforschlichen Gottheit und den Menschen übernahmen. Man milderte dadurch den Gegensatz zwischen Himmel und Erde, zwischen dem unnahbarem Geheimnis der Ewigkeit und den sterblichen wie sündigen Menschen. Der Dichter des Lippifloriums, der Lippstädter rector scholarum, Magister Justinus, spricht es in aller Naivität deutlich genug aus in dem Gebet seines Helden an die Maria:

Zweifach kannst du Gott rühren:  
als Tochter nahst du dem Vater,  
nahst als Mutter dem Sohn -  
beides hat sichern Erfolg.

Die Heiligen zeigen als die rechten Nothelfer, wie man dem Spruch der Wurt entrinnen kann. Sie reden auch in dem verborgenen Rat Gottes mit, zugunsten derer, die sich in ihren Schutz befehlen. Gobelinus Person, der Dechant des Bielefelder Stiftes zu St. Marien auf der Neustadt, deutet einmal darauf hin: **«Im Rate der himmlischen Wächter war schon beschlossen, was auf Erden noch unbekannt war».**

Die Hilfe der Heiligen ist an die Heiligtümer, die ihren Namen tragen, an ihre Bilder und Reliquien geknüpft. Damit konnten die Sachsen sich zunächst nicht befreunden. Sie weigerten sich sogar, die biblischen Wunderberichte zu glauben. Daher bemühte man sich, Wunder vor ihren Augen geschehen zu lassen, die allen Argwohn zerstreuen müssten. Dazu dienten die sogenannten Translationen, die Überführung von Reliquien, zumal aus Frankreich, in das märtyrerlose Sachsen. Man umgab die Translationen mit dem Aufgebot aller in die Augen fallenden Veranstaltungen, geleitete sie in feierlichem Zuge mit Kreuzen und Lichtern, mit Gebeten und Gesängen. Priester in feierlichem Ornat umgaben den Schrein, der den Schatz barg. Unzähliges Volk schloss sich an und strömte zumal dort zusammen, wo der Zug übernachtete. Man hörte von Wundern, die am Ort der letzten Nachtrast geschehen seien. Erwartungsvoll fragte man: Werden wir auch ein Wunder erleben? Und Kranke und Krüppel, wie hätten sie nicht darum bitten, darauf hoffen sollen? Eine Wunder-Atmosphäre umgab den Zug. Schon verkündet ein Priester, dass wieder ein Blinder sehend, ein Lahmer gehend geworden sei.

Es ist durchaus nicht nötig, einfach Betrug anzunehmen. Man denke an die Macht der Suggestion, **und ist nicht «das Wunder des Glaubens liebstes Kind»?**

In dem einen Jahr **836** kamen die Gebeine des heiligen Vitus nach Corvey und die des heiligen Liborius nach Paderborn, etwas später geschah die Übertragung der heiligen Pusinna nach Herford.

In der Beschreibung der letzteren findet sich eine sehr ernsthafte Auseinandersetzung über die Möglichkeiten der Wunder, die von Reliquien ausgehen. Sicher können die Heiligen, was sie können, nur in der Kraft und im Auftrag Gottes. Sicher sind die Wunder mehr wegen der Ungläubigen als wegen der Gläubigen nötig. Die ersteren sollen gleichsam durch den fühlbaren Schlag aus ihrem Schlaf erweckt werden. Die Gläubigen aber sollen wissen, dass die Wunder der Heiligen ihre Heiligkeit kundtun, nicht bewirken. Und es gibt berühmte und grosse Lehrer der Kirche, die niemals Wunder getan haben, wie Hieronymus und Augustinus. Und besser als das Erwecken toter Leiber sei das Erwecken toter Seelen. So klingt die Translation S. Pusinnae in eine ernste Mahnung aus.

Der Mindener Domschatz war besonders reich an Reliquien. Sie wurden aufgezählt bei Löffler. Unter ihnen sind drei Glieder aus der Kette, mit der Petrus gefesselt war. Aber auch die Reliquien der Maria Magdalena, die bei einem Brand allein unversehrt blieben und daher in einem kostbaren Gefäss bewahrt wurden. Als der Dekan sich ärgerlich darüber äusserte, dass man **«wegen des bisschen Knochens»** solche Ausgabe habe, verfiel er alsbald göttlicher Strafe. Ebenso verfielen die Mindener Bürger der Strafe Gottes, die bei der Überführung der Reliquien von der «Insel» ins Mauritz-Kloster sagten, sie hätten schon genug Totenbeine in der Stadt.

Es sind nicht bloss die Gebeine, die die helfende Gemeinschaft der Heiligen vermitteln. Die Heiligen erscheinen auch persönlich, und zwar im Traum, Weisung zu geben, Hilfe zu bringen. Mit

völlig ernster Miene erzählt Gobelinus Person: Dem am Steinleiden erkrankten Kaiser Heinrich II. erschien, als er in der berühmten Benediktinerabtei Monte Kasino darniederlag, der heilige Benedikt im Traum und legte ihm einen Stein in die Hand. Als der Kaiser erwachte, war er gesund und hatte den Stein in der Hand. Auch die Wunder, die der heilige Liudger in Münster tut, geschehen meist durch Traumerscheinungen des Heiligen (*Wilmans: Libellus Monaster, de miraculis Liudgeri*). Ein Mann in Münster, der einen Beinschaden hat, so dass er auf zwei Krücken gehen muss, sieht nachts im Traum einen weissen Mann. Es ist der heilige Liudger, der sich mit seinem Bein zu schaffen macht. Und, am anderen Morgen ist er geheilt. Aus ganz Westfalen strömen die Kranken nach Mimigardefort, wie Münster damals noch hiess. Und immer ist es ein weisender Traum, der sie auf den Weg bringt. Freilich bei dem kranken Ritter sind es gute Freunde, die ihm die Hilfe Liudgers zu erlehen anraten. Aber auch so findet er, nachdem er ein Opfergelübde zu dem Heiligen getan, alsbald Hilfe.

Bekannt ist die Bedeutung, die das Nibelungenlied den Träumen beilegt. An allen entscheidenden Punkten im Leben Kriemhilds ist es ein Traum, der die Entscheidung bringt. Es ist klar, für wie bedeutsam die Träume gelten mussten, wenn auch das Volkslied auf sie wichtige Entscheidungen zurückführt.

Es gab doch auch solche, die den Träumen mit Bedenken gegenüber standen. So erzählt Gobelinus Person, der übrigens die auf Visionen der Nonne Elisabeth von Schönau beruhende Legende von den 11 000 Jungfrauen als Märchen erweist. Einen Traum, in dem er ein starkes Gewitter erlebt, das nicht bloss Schlossen von der Grösse punischer Äpfel zur Erde schleuderte, sondern auch den Turm des Paderborner Doms zu Boden wirft. Er ist von dem Gesicht so erschüttert, dass er noch im Traum die sieben Busspsalmen betet. Erwacht, stellt er Betrachtungen darüber an, ob man Träumen trauen dürfe. Er gedenkt aus der Bibel das Sirachwort 34 Vers 1-2: **«Unweise Leute betrügen sich selbst mit törichten Hoffnungen, und Narren verlassen sich auf Träume»** und **«Wer auf Träume hört, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen»**. Aber er gedenkt auch des Gesichtes, das Daniel (10, 12) (Vers 10: **Und siehe, eine Hand rührte mich an und half mir auf die Knie und auf die Hände. Vers 12: Und er sprach zu mir: Fürchte dich nicht, Daniel; denn von dem ersten Tage an, als du von Herzen begehrtest zu verstehen und anfingst, dich zu demütigen vor deinem Gott, wurden deine Worte erhört, und ich wollte kommen um deiner Worte willen**) sah und weiss, dass Gott Geheimnisse offenbaren kann. So schliesst er denn auf einen für das Stift Paderborn zu erwartenden Schaden, der auch eintritt. Hier ringt ein verständiger Mann mit der Gewalt des Aberglaubens, aber er unterliegt. Er hat es eben schon zu oft erlebt, dass Gott seinen Kindern wirkliche Offenbarung auf allerlei Weise gibt. Zumal, wo es sich um das Heil der Kirche handelt. So zählt er eine Anzahl göttlicher Weisungen auf, die die schwedische heilige Brigitta in Rom erhielt, durch die die Päpste ermahnt wurden, von Avignon nach Rom zurückzukehren. Auch der Franziskaner Peter von Aragonien wird, nach Gobelinus Person, solcher Träume und Visionen von Gott gewürdigt. Ebenso hören jene Bäuerlein, die in der Kirche des verlassenen Klosters Böödeken schlafen, nachts im Traum süsse Melodien engelgleicher Geister, die dadurch andeuten, dass jenes Kloster zu neuer Herrlichkeit erstehen soll. Er nimmt es auch ernst mit der Vorbereitung auf solche nächtliche Eingebung Gottes. Er hatte zusammen mit einem Priester eine Wallfahrt nach dem heiligen Land gelobt, wenn Gott ihm einen dringenden Wunsch erfüllte. Der Wunsch wird erfüllt: es handelt sich um die Reformation des Klosters Böödeken. Nun wird aber sein Daheimbleiben und seine Mitarbeit an diesem Werk von ihm als sittliche Pflicht gefordert. In diesem Widerspruch weiss er nicht, was tun. Daher erbittet er Gottes Rat. Er bittet vor dem Schlafengehen auf den Knien: **«Erbarme dich mein, Gott, nach deiner grossen Barmherzigkeit»**, dann legt er das Buch über das Sterben des heiligen Hieronymus unter sein Haupt, damit durch die Fürbitte des Heiligen der Teufel verscheucht werde und Gott ihm durch besondere Offenbarung anzeige, was er tun solle. Das ihm gewordene Traumbild deutet er auf sein Bleiben, was auch wohl seines Herzens geheimer Wunsch war. Solchem Traum verdankte auch der Bischof Volkwin von Minden (+1293) die Wiedererlangung des Augenlichts.

Noch ein drittes Mittel der Kundgebung besitzen die Himmlischen. Sie erscheinen sichtbar für die irdischen Augen in verklärter Gestalt. Von der «Vision» weiss noch heute in Herford jedermann. Die Chronisten aber, auch die Schreiber des 18. Jahrhunderts, wie der wackere Pfarrer von Jöllenbeck, Hagedorn, können nicht Worte genug finden, wenn sie davon schreiben, so sehr sie immer ihre protestantische Einstellung betonen mögen. Diese Betonung dürfte allerdings kaum nötig sein, **«denn diese Wundergeschichte verdunkelt wirklich»**, wie Hagedorn sagt, **«fast alle Seltenheiten des ravensbergischen Landes»**. Die mittelalterlichen Chroniken sind erst recht voll bewundernden Staunens. Auch Gobelinus Person spricht davon. Hier soll das Ereignis nach der von Wilmans veröffentlichten ältesten Aufzeichnung gegeben werden. Ein von Hunger entkräfteter und nur notdürftig bekleideter Jüngling geht am Tage der heiligen Märtyrer Gervasius und Protasius (13.

Juni) nach Herford, um die bekannte Wohltätigkeit der dortigen Stifftfrauen um Hilfe anzuflehen. Mitten in dem dichten und dunklen Walde durch den er geht, umleuchtet ihn plötzlich ein Licht vom Himmel. Es ist heller als die Sonne, von dem zugleich ein wunderbarer lieblicher Geruch ausgeht. Er fällt erschüttert zu Boden. Aber die Frauengestalt, die mitten in diesem Lichte steht, berührt ihn mit der Hand, nennt ihn bei seinem Namen und redet ihn an: **«Warum fragst du nicht wer ich bin, oder weshalb ich dir erscheine?»** Zitternd antwortet der Jüngling, er wage es nicht. Darauf gibt sie sich ihm als **«die Mutter Gottes»** zu erkennen und trägt ihm auf, der Aebtissin in Herford ihre Mahnung zu überbringen. Nicht bloss für den äusseren Bau des Stiftes, sondern auch für die innere Erbauung der Nonnen Sorge zu tragen. Ausserdem aber solle sie an dieser Stätte der Heiligen ein Gotteshaus bauen, dass, wer sie hier suche, sie auch finde und die Erhörung seines Gebetes davontrage. Als er ein Zeichen erbittet, dass ihn als Boten der Gottesmutter beglaubige, wird ihm die Bitte gewährt: das solle das Zeichen sein, dass ihm auch nicht das leiseste Ungemach wegen dieser Botschaft widerfahren werde. Aber die Erscheinung gebietet ihm auch, einen Stab in Kreuzform da, wo jetzt ihre Füsse ständen, in den Boden zu stossen. Auf diesem Kreuze werde sie als Taube erscheinen.

Darauf verschwindet sie. Er aber kriecht auf den Knien nach der Stelle wo die Heilige stand, und bezeichnet sie mit dem Stabe. Voll Staunen über die wunderbare Botschaft lässt die Aebtissin sie sich wiederholt von der Pförtnerin erzählen, schreitet dann aber selbst an die Pforte des Münsters, wo der Bote der Gottesmutter ihr guten Tag wünscht (bonam ei diem optans) und seine Botschaft ausrichtet. Der Konvent der Schwestern wird berufen, über dem Unerhörten zu beraten. Man fragt Priester und erfahrene Männer, was hier zu tun sei. Man fastet und betet und beschliesst dann, den Boten der Feuerprobe mit glühenden Eisen zu unterziehen. Das Feuer vermag ihm nicht zu schaden. Er wird ins Wasser geworfen, aber er versinkt nicht (*Bei der Wasserprobe der späteren Hexen ist gerade der Versinkende unschuldig*). Nun geht man zu dem Kreuzstab und sieht die Taube darauf sitzen. Die Sache ist entschieden! Man baut der Gottesmutter hier ein Heiligtum und nennt es **«Zum Kreuze»** (ad crucem), das, setzt der Berichterstatter hinzu, **«bis heute»** durch die Wunder, die in ihm geschehen, berühmt ist.

Ähnliches erlebte ein frommer Bauer im Stift Lavern. Nachts erscheint ihm Maria und befiehlt ihm, sofort in die Kirche zu gehen und dort eine Messe zu lesen. Aber er kann überhaupt nicht lesen. Als er nun vor dem Altar steht, findet er dass ihm, seinen Gehorsam zu lohnen, die Kunst des Lesens geschenkt ist. Er wird Priester und schenkt Haus und Hof dem Stifte. **«Dieser Hof ist der Schultenhof und wird jetzt Grotehus genannt».**

Ein anderer Bauer aus Lavern, der in der Nacht nach Lübbecke ging, sieht auf dem Wege einen würdigen Greis, der eine grosse Fahne, wie man sie im Mindenschen Dom hatte, trägt, und schliesst daraus auf einen grossen Sieg der Mindener in einer Fehde, die gerade entbrannt ist. Der Sieg wird glücklich im Jahre **1348** errungen.

Es ist nicht wunderbar, dass angesichts solcher Erzählungen der Zug zum Visionären mächtig anschwellt. Hauck weist auf das Krankhafte in ihm hin, das zumal bei ekstatischen Frauen auch nicht zu leugnen ist. Andererseits tritt in manchen Visionen aber auch ein erzieherischer Ernst zutage, der nicht gelehnet werden kann. Heinrich von Herford deutete eine solche an. Ein Bischof von Minden, Detmar (**1185-1206**) erkannte diesen Zweck und folgte der Mahnung. Er hatte sich des Verdienstes gefreut, dass er vor Gott sich erworben habe. Da wird ihm durch eine Vision die Botschaft, er stehe doch nur dem Viehhirten in Düttesen (Dützen) gleich. Der Bischof lässt sich sagen, gewinnt den Hirten, den er als rechtes Gotteskind erkennt, lieb und begräbt als er stirbt, seinen Leichnam im Dome. Gott aber lohnt ihm seine Demut, indem er ihm das Wunder von der Hochzeit zu Kanaan erleben lässt.

Und nun sass im Zisterzienserkloster Heisterbach, in einem lieblichen Tal des Siebengebirges am Rhein, der Mönch Caesarius, der fleissige Novizenmeister seines Klosters, und schrieb seinen Dialogus maraculorum, ein zweibändiges Werk, in dem er alle Wundererzählungen zu Nutzen und Frommen seiner Schüler sammelte, die zu seinen Ohren kamen. Er vergass auch nicht, seine Gewährsmänner zu nennen, denen er die Geschichten verdankte, nebst den Orten, wo sie geschehen sein sollten. Daher finden wir hier mancherlei, das sich auf Minden-Ravensberg bezieht. Das Ganze aber breitet vor dem Auge die bunte Wunderwelt aus, die in den Gedanken mittelalterlicher Menschen lebte. Die obere Welt mit ihren Heiligen ragt durchaus lebendig und leibhaftig in diese Welt. Man braucht nur ein wenig den Schleier zu lüften, dann sieht man das Heer der Himmlischen allezeit geschäftig, den Guten zum Lohne, denn immer handelt es sich um verdienten Lohn, den Bösen zur Strafe. Aber Caesarius gibt ausserdem Kenntnis kirchlicher Sitten und Zustände, auch unseres Landes, die überaus wertvoll ist. Er ist kein einsamer Mönch, steht vielmehr in seinem Heisterbach in einem Mittelpunkt seines Ordens, wo die Ordensbrüder aus allen möglichen

Gegenden sich einfinden. Treuherzig erzählt er, was er hört. Einer seiner Gewährsmänner ist der Mönch Adam aus dem Bruderkloster zu Lokkum, dem die Stifter Lavern und Segenstal zur Leitung anvertraut sind. Eine kleine, naive Schülersgeschichte, die dem Mönch Adam selbst geschehen ist, sei ihm zu Ehren hier wiedererzählt. Er war in Münster geboren und besuchte dort die Domschule. Der Schulweg führte ihn täglich an der Liebfrauen- (Überwasser-) Kirche vorüber. Er geht aber nie vorüber, ohne hineinzutreten und der Maria seinen demütigen Gruß darzubringen. Eines Morgens, es ist noch früh und dunkel, findet er die Kirche voll hellen Glanzes. Eine lichte Frauengestalt steht vor dem Altar, umgeben von sechs Engelsgestalten, und aller Lichtglanz geht von ihr aus. Sie ruft ihn und er sinkt auf die Knie vor ihr. Nun aber hat er Ausschlag auf dem Kopf, der aller Kunst der Ärzte spottet. Die Mutter Gottes legt ihm die Hand auf das Haupt, und er ist geheilt.

Es gab doch auch Zweifelnde. Das Wunder der Brotverwandlung im heiligen Abendmahl gab hier und da Anstoss. Aber die Widerlegung dieses Zweifels ist einfach. Wie die Sage von Wittekind erzählt, dass er durch das Auftun seiner Augen von der Wirklichkeit dieses Wunders überzeugt sei, so erleben Ähnliches Priester, die gleichfalls zweifelten. Ein Priester auf der Wittekindburg bei Minden sieht ausgesprochenes Fleisch in der Hostie, und ein Priester in Wunstorf sieht wirkliches Blut im Kelche. Da kann es nicht auffallen, dass der Glaube an «blutende Hostien» aufkamen. Ein Mindener Kanonikus rettet eine solche Hostie bei der Eroberung der Burg Hausberge. Sie wird anerkannt wie die von Wildsnack, damals berühmt in allen Landen. Ein ungeheurer Zustrom von Wallfahrern entsteht. Auch der Kaplan von Quernheim kommt mit der Priorissa und allen Stiftungfern. Zuletzt stellt sich doch alles als Betrug heraus. Aber der Glaube an blutende Hostien ging wie eine Epidemie durch die Lande. Auch durch das unsere. Die Chronik von Mauritius und Simeon erzählt, dass ein ungeheurer Brand, der ganz Minden zu vernichten drohte, alsbald erlischt, als das Sakrament herzu getragen wird. Auch später weiss der mindische lutherische Superintendent Julius Schmidt von allerlei Mitteln, den Brand zu löschen, wenn auch nicht von diesem: **«man sagt von Juden, dass sie das Feuer besprechen, oder Mittel hinein werfen, die es ersticken. Wären diese Mittel natürlich und nicht wider Gott, so wären sie nicht zu verwerfen»**. Aber er hat dann doch Sorge, dass man solches mit Hilfe des Teufels verrichte. Hier zeigt sich die nahe Berührung des mittelalterlichen Glaubens mit späterem Aberglauben.

Wie man diesen Glauben für eigennützige Zwecke ausbeutete, zeigt folgende Erzählung.

Ein beliebtes Ziel für Wallfahrten war der Wunderbrunnen zu Blomberg im Lippischen. Damit hatte es folgende Bewandnis. Eine Frau Adelheid fragt ihre Nachbarin, wie sie es doch anfangs, dass ihr alles im Leben glücke. Sie erhält die Antwort, das mache, dass sie einen Gott im Kasten habe. Das Weib versteht die Antwort falsch und stiehlt aus der Kirche eine Anzahl Hostien, die sie daheim in einen Kasten legt, nunmehr das Glück erwartend. Aber der Teufel, der an aller Untat seine Freude hat, richtet im Hause allerlei Ungestüm an. Der Frau wird angst und bange. Sie wirft die Hostien in ihren Brunnen, kann sie aber trotz aller Mühe nicht zum Sinken bringen. Auch die Nachbarn wittern Unrat. Der Verlust der Hostien ist längst gemerkt. Die Untersuchung beginnt, die Folter tut das Ihrige. Man verurteilt das Weib zum Feuertod. Als dem Urteil nicht sofort die Ausführung folgt, bricht ein furchtbares Wetter über Blomberg herein, unter dessen Schrecken das Weib zum Scheiterhaufen geführt wird.

Um den Brunnen hat der Teufel allerdings weiter sein Spiel, Gott aber gibt ihm eine sonderliche Kraft, dass sein Wasser Krankheiten heilt, Blinde sehend, Lahme gehend macht, **«und ist fast kein Mangel oder Gebrechen, so dass Wasser nicht hätte heilen können»**. Es stellt sich alsbald ein gewaltiger Zulauf von Volk **«aus allerlei Nationen»** ein. **«Aus allen Landen»** kommen Haufen von Gebrechlichen, alle finden Heilung und bringen reiche Dankopfer. Das Stift Möllenbeck an der Weser (gegründet 896, es war ein Stift von Regularkanonikern, wird aufmerksam und errichtet mit Hilfe des lippischen Grafen Bernhard, der seinen Sitz in Blomberg hatte, hier ein neues Kloster. Man sendet Sammelboten je zwei und zwei nicht bloss durch ganz Deutschland, sondern bis nach England, Spanien, Italien und beginnt 1469 den Bau eines schönen Klosters, dem fortan die Gaben der Pilger zufallen. Aber auch Stadt und Land haben daran teil.

Ach, die Stadt war in der Soester Fehde (1447) von den hussitischen Hilfsscharen des Erzbischofs Dietrich von Köln ausgeplündert und verbrannt, und lag grösstenteils noch in Ruinen. Nun fand man vollen Ersatz und pries Gottes Güte. So stark aber befestigte sich der Glaube an den wundertätigen Brunnen, dass noch 100 Jahre später, als Fürst und Land längst evangelisch waren, Graf Simon VI. das Wasser gegen Krankheit gebrauchte.

Dennoch gab es von Anfang an Leute, die diesem Wunderbrunnen misstrauten, wie Werner Rolevink berichtet. Er selbst zwar stimmt diesen Zweiflern nicht ganz zu, aber auch ihm merkt man

einen gewissen Zweifel ab, wenn er sagt: **«Es tut nichts, wenn in solchen Dingen einmal ein Irrtum vorfällt, die nicht zu den wesentlichen Glaubensartikeln gehören»** und beruft sich auf das Wort des heiligen Hieronymus : **«Ich verdamme den Irrtum nicht, der aus dem Hass gegen die Juden und aus frommen Glauben hervorgeht, weil auch die angesehensten Lehrer in solchen Dingen irren. So lange also das Volk es tut in der frommen Absicht, den einzig wahren Gott und Jesum Christum und seine Heiligen zu ehren, muss man es gewähren lassen»**. Anders urteilte Nicolaus von Cusa, der als Legat des Papstes 1451 in unser Land kam und diese Hostien-Wunder als Schwindel verwarf.

Aber besonderen Erfolg hatte er nicht. Von weit her strömten die Wallfahrer nach Orten, wo eine wundertätige Hostie oder sonst ein Gnadenbild das Erleben eines Wunders, vor allem Heilung einer Krankheit verhieß. Man achtete keine Warnung, man liess sich durch die Mühseligkeit einer Reise oder den Zustand der Wege nicht hindern.

Auch in Minden-Ravensberg gab es Wallfahrtsorte, zu denen man gern pilgerte. Herford war mit seiner Marienkirche ein solches Ziel wie Enger mit Wittekinds Grabstätte, oder Wallenbrück und **Steinhagen** mit wundertätigen Marienbildern. Es werden auch Pilger zum Wittekindsberg erwähnt. So zog es auch viel nach dem im Jahre 1232 gegründeten Nonnenkloster Rulle im Osnabrückischen. Kinderreime im Ravensbergischen reden noch heute davon. Auch Aachenfahrer werden erwähnt. Die Jakobikirche in Herford (Radewig) ist Zeuge, dass man bis nach Spanien zog, die Gebeine des Apostels Jacobus (di Compostela), zu verehren. Prediger, wie Hollen liessen es an ernststen Warnungen gegen alle Ausschreitungen, wie sie vorkommen mochten, nicht fehlen.

Dennoch konnte es nicht ausbleiben, dass gegenüber einem solchen krassen Glauben, den man getrost Aberglaube nennen mag, sich abweichende Stimmen geltend machten. Seit dem Untergang der Hohenstaufen hört man auch in Deutschland von Ketzern. Sie standen dogmatisch auf demselben Boden wie die Kirche, lehnten aber alles Kirchliche ab, das sich nicht als biblisch ausweisen konnte, wie die Brotverwandlung, auch die Kindertaufe. So stellten sie ihre Gemeinden als die Kirche Christi der katholischen Kirche gegenüber. Neben den bekannten Waldensern und Katharern, von denen wir in unserem Lande keine Spuren finden, gab es **«willige Arme»**, Stille im Lande, die, ohne zu Gemeinden organisiert zu sein, dennoch miteinander zusammenhingen und eine Art von unsichtbarer Kirche bildeten. Neben ihnen gab es stolze Geister, die auf eigene Hand die Gemeinschaft mit dem Göttlichen suchten. **«Wenn die Waldenser und diese Stillen Zeugen dessen waren, dass es Christentum auch ohne die Kirche gibt, so verkündeten jene, dass man Gott finden kann, auch ohne Christ zu sein»**. Caesarius weiss freilich von diesen Ketzern viel Schändliches zu erzählen, das Verleumdung jenen nachsagte. Er weiss auch von jenem Kreuzzug gegen die Albigenser in Frankreich. Als man deren Stadt stürmen will, in der auch Katholiken wohnten, fragen die Soldaten den Abt, der das Kreuzheer führt, wie man die Ketzer erkennen könne. Er antwortete; **«Schlagt sie alle tot, der Herr kennt die Seinen»**.

Es konnte nicht fehlen, dass diese **«Stillen»** lebendige Prediger waren. Aber es gab auch sonst ernste Prediger, zumal bei den Bettelmönchen. Und es gab die Beichte, die, sie mochte noch so äusserlich gehandhabt werden, eine gewisse Erkenntnis der Sünde wach erhielt. Und es gab den Tod. Die Macht des Todes predigte auch in ruhigen Zeiten die Vergänglichkeit alles menschlichen Wesens. Wie aber war es erst in Pestzeiten! Dann rüttelte die Todesangst auch die Sichersten auf und trieb sie zu unerhörtesten Bussübungen. Als die Pest um 1350 verheerend durch Deutschland zog, erhebt sich allorts das Volk. Wohl nennt Heinrich von Herford sie eine gens sine capite, ein Volk ohne Verstand, aber sie hatten ungeheuren Zulauf. Bekannt sind sie unter dem Namen der Flagellanten oder Geissler. Der Name wurde ihnen von der Selbstgeißlung, die sie übten.

Die mittelalterliche Geissler-Bewegung reicht mit ihren Wurzeln bis in die ferne Zeit des römischen Strafrechts, aus dem die körperliche Geißelung in kirchlichen Gebrauch übernommen wurde. Auch Kaiser und Könige haben sich der Geißelung für grobe Verstösse unterzogen. Es kam dann im asketischen Eifer italienischer Eremiten die Selbstgeißelung auf, die man bald wie eine Art von asketischem Sport betrieb, zumal in Kreisen, in denen Bettelmönche Einfluss hatten. Wie es scheint, hielten die Brüder vom gemeinsamen Leben sich fern davon. Eine seltsame Blüte dieser Anschauung sind die Geisslerfahrten, in denen Massen von büssenden Menschen durch das Land zogen. Die erste derartige Geisselfahrt war die des Jahres 1260. Sie hängt wohl zusammen mit dem das Volksleben zerrütteten Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, wie mit der von den Bettelorden ausgehenden religiösen Erregung und chiliastischen Erwartungen sowie dem Auftreten der Pest. Doch scheint die Erregung nicht bis nach Niederdeutschland gekommen zu sein. Das war anders bei der späteren Geisslerfahrt von 1349. Wieder wütet die Pest in ihrer erschütterndsten Art als der **«schwarze Tod»** im Lande. Wieder erfüllen apokalyptische Prophezeiungen die Gemüter. Man erwartet als unmittelbar bevorstehend das Wiedererscheinen des Kaisers Friedrich II., der ein

vernichtendes Strafgericht über das entartete Papsttum halten, Kirche und Staat reformieren und den Unterschied von arm und reich beseitigen werde. Das Geisslertum glaubt dem kommenden Gericht den Weg frei machen und vor allem dem Klerus seinen Untergang ankündigen zu müssen. Man weist auch Briefe des Herrn der Christenheit, nämlich des Herrn Christus vor, die vom Himmel gefallen sein sollen. In denen Papst und Geistlichkeit ihrer Ämter und Würden entkleidet und abgesetzt werden. Die Geisslerbusse tritt an die Stelle aller kirchlichen Wirksamkeit. Es ist eine grosse antiklerikale Bewegung, die alles mitreisst.

Sie wird auch in Westfalen bezeugt, und Heinrich von Herford ist Zeuge dafür. Er spricht ausführlich über sie. Aus allen Teilen Deutschlands erheben sie sich im Jahre 1349. Sie nennen sich Kreuzträger, weil sie ein Kreuz vor sich hertragen, und weil sie auf ihren Kleidern das Zeichen des Kreuzes aufgenäht tragen. Die Geissel, mit der sie ihre Selbstkasteiung vollziehen, besteht aus einem Stock mit drei Riemen, in die spitze Eisenstücke geflochten sind. **«Ich habe gesehen»**, beruft sich Heinrich von Herford auf seine Augenzeugenschaft, **«dass sie sich diese Nadeln so tief in den Körper schlugen, dass nicht bloss das Blut spritzte, sondern dass sie auch nicht mit einem Ruck wieder aus dem Körper entfernt werden konnten»**. In Städte ziehen sie ein in feierlichem Zuge, das Kreuz voran, den Blick gesenkt, mit frommen Gesang und süssen Weisen (cum cantu devoto dulcique melodia). Wackernagel hat ein Lied der Geissler mitgeteilt. Aus Dortmund wird uns der Anfang eines Liedes berichtet:

Nu holdet up juwe Hände,  
dat Got dat Sterwen wende;  
strecket up juwe Arme,  
dat Got sick over ju erbarme.

Kommen sie in ihren Liedern an eine Stelle, die das Leiden Christi gedenkt, werfen sie sich zur Erde in Form eines Kreuzes und beten. Wiederum versichert Heinrich von Herford, dass **«man ein Herz von Stein haben müsste, um das ohne Tränen zu sehen»**.

Es sind ehrbare, ansehnliche Männer unter ihnen, auch höhere Geistliche. Sie betteln nirgends, wohin sie auch kommen, um Brot oder sonstige Gastfreundschaft. Nehmen aber angebotene Speise dankbar an.

Dennoch ist Heinrich von Herford nicht ohne Kritik. Mögen sie manches Gute haben, so wächst doch warnt er, **Lolch (Weidelgras) und Klette mit dem Weizen**. Das Predigtamt nehmen sie für sich allein in Anspruch. Von Mönchen, Klerikern und den Sakramenten der Kirche halten sie nichts. Sie haben gar zwei Prediger-Mönche, die ihnen Vorhaltungen machten, tötlich angegriffen und den einen erschlagen. Der Berufung auf den kirchlichen Auftrag der ihnen fehle, halten sie gegenüber den Auftrag, den sie von Gott unmittelbar haben, wie geschrieben steht Jesajas 48,16 **«Der Herr hat mich gesandt»**.

Heinrich stimmt darin zusammen mit Lewold von Northoff: *Freie Uebersetzung*: **«Anno Domini 1349 ist ein grosses Sterben gewesen. Im selben Jahr ist eine Sekte gewesen, die bei grossen Haufen durch die Welt gelaufen und sich gegeisselt haben. Diese Säumigen waren mehr guter inniger Meinung, es haben viele aus Gesinnung und angenommenen Miracule wunderliche Dinge getan. Darum sind sie von der heiligen Kirche nicht länger gelitten worden»**. Dass die Geissler in Westfalen gewesen, bezeugt ausdrücklich Detmar Mülher. In der Diözese Osnabrück hat man sie allerdings nicht gelitten, obwohl die Frauen darüber höchst ungehalten waren. Der Schulrektor in Münster, Gerhard von Coesfeld aber wahrte sich, als ganz Westfalen von der Bewegung ergriffen war, ein kühles Urteil. Er schrieb 1349 einen Traktat de flagellariis, führt ihre Entstehung auf astronomische Gründe zurück und weist haarscharf nach, dass alle ihre Extravaganzen durch die Sternbilder hervorgerufen seien, indem er deren Einflüsse aus ihren lateinischen Götternamen ableitet! Damit erweist er seine wissenschaftliche Einstellung!

Ob diese gelehrte Beschwörung dazu beitrug, jedenfalls verschwinden die Geissler so schnell, wie sie gekommen sind, gleich nächtlichen Gespenstern. So dass Heinrich von Herford an das Horazische Wort denkt: *Nocturnos lemures portentaque Thessala rides?* Du lachst der nächtlichen Gespenster und des abergläubischen Spuks?

Diese religiöse Erregung hatte eine weitere Folge: sie wandte sich gegen die Juden. In den Juden nahm man in verschiedenen Zeiten verschiedene Stellung. Ludwig der Fromme nahm sie in Schutz. Er gewährte ihnen freien Handel, sogar mit christlichen Sklaven. Ihnen zuliebe verlegte er die Wochenmärkte vom Sabbat auf den Sonntag. Sie bekämpften oft offen das Christentum und machten

viele Christen wankend im Glauben. Manche, sogar Geistliche, traten zum Judentum über. Noch im Jahre **1090** bestätigte der Bischof Rüdiger von Speyer die ihnen vom Kaiser Ludwig gegebenen Vorrechte. Man beschuldigte die Juden, dass sie die Brunnen vergiftet und damit den Ausbruch der Pest hervorgerufen hätte. Heinrich von Herford sagt zu dieser Beschuldigung ein einfaches: quod verum esse non credo, ich glaube es nicht. Freilich das sprungweise Auftreten der Pest, die wie im Schachspiel manche Gegenden überspringe, schein auf hinzudeuten. Ihm erscheint als Grund der Verfolgung der Neid auf die Reichtümer der Juden. Es ergehe ihnen wie den Templern, die unter dem König Philipp dem Schönen von Frankreich vernichtet und als Ketzer auf Grund erzwungener Geständnisse verbrannt wurden. Also ihr Reichtum sei die Ursache der Verfolgung, quod verum esse credo, was auch ich glaube. Heinrich schildert dann die Standhaftigkeit der Juden gegenüber dem Tode. Er fügt aber hinzu: Lange verlorene Kleinodien kamen da wieder ans Tageslicht. Freilich zweifelt Lewold von Northoff, ob sie auch wieder an die rechten Herren gekommen seien.

Die Lübecker aber schrieben an ihre Kirche: die sie **1350** ansehnlich erweiterten, das Wort: **«Anno jubilaei MCCCL, quo pestis erat, flagellati ibant, Judaei occidebantur, amplificata est haec ecclesia»**. Im Jahre des Heils 1350, als die Pest wütete, die Geissler kamen und die Juden getötet wurden, ist diese Kirche erweitert.



**Kloster Böddeken  
zwischen 1857 und 1883**